

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Eigentlich wollten sie für immer in Paris bleiben. Aber kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes entdecken Elizabeth und ihr Mann bei einem Ausflug in ein provenzalisches Dorf das ehemalige Zuhause eines berühmten Dichters. Sie verfallen dem Charme des Ortes und entscheiden sich schneller, als man ein Crêpe wendet, mit Sack und Pack und Pfannen in den Süden zu ziehen. Und diesem Neuanfang wohnt wirklich ein Zauber inne: Sie erleben das erste Jahr als Eltern, das erste Jahr auf dem Land, und sie beginnen ein weiteres großes Abenteuer: Sie eröffnen ihren eigenen Eissalon und experimentieren mit regionalen Zutaten und ungewöhnlichen Aromen wie Safran, Schafsmilch und Olivenöl. Eis von ›Scaramouche‹ wird ein großer Erfolg für Elizabeth und Gwendal und die Provence ein Fest fürs Leben.

Die amerikanische Autorin *Elizabeth Bard* schreibt u.a. für die ›New York Times‹ und ›Wired‹. Ihr erstes Buch ›Lunch in Paris‹ (dt. ›Tour d'amour‹) war ein internationaler Bestseller, die Filmrechte sind verkauft. Elizabeth Bard lebt mit ihrem französischen Ehemann Gwendal und ihrem Sohn in der Provence.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischer-verlage.de

ELIZABETH
BARD

Meine
zauberhafte
Eisdiele in
der Provence

Aus dem Amerikanischen
von Alice Jakubeit

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Juni 2017

Die amerikanische Originalausgabe erschien
unter dem Titel »Picnic in Provence«
bei Little, Brown and Company, New York
Copyright © 2015 by Elizabeth Bard

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29638-5

Picknick in der Provence

Normalerweise stelle ich mich Kühen nicht vor. Doch dies waren wichtige, unverzichtbare Kühe. Falls sie aus irgendeinem Grund nicht zur Verfügung stünden, wäre unser Traum vom hausgemachten provenzalischen Eis gestorben, ehe er begonnen hätte.

»Hallo, die Damen«, sagte ich mutig, und mein Blick fiel auf ihre knöchigen Hinterteile. Mir als Amerikanerin erschienen sie ein bisschen mager für gutes Lavendeleis. Doch dies war Frankreich, daher hätte es mich nicht wundern sollen, dass sogar das Vieh wirkte, als wäre es auf Diät. Die Kühe beobachteten mich völlig gleichmütig, während meine Absätze im Frühlingschlamm versanken. Schließlich blickte eine hoch und schenkte mir ihre volle Aufmerksamkeit. Nachdenklich kaute sie ein Maulvoll Heu. Ihre großen feuchten Augen waren perfekt schwarz umrandet wie die Elizabeth Taylors in *Kleopatra*. Plötzlich bewegte die Kuh den Kopf ruckartig abwärts in Richtung meiner Stiefel und sofort wieder nach oben, so, als wollte sie sagen: *Excusez-moi, madame, aber an Ihren sauberen Schuhen erkenne ich, dass Sie neu hier sind. Sehr, sehr neu. Und wir produzieren in der Regel keine Milch für Leute, die in Manhattan geboren sind.*

Wenn mir jemand an meinem Hochzeitstag gesagt hätte, dass ich zehn Jahre später auf einem Feld in der Provence

stehen und mit mageren Kühen plaudern würde, hätte ich höflich genickt, meine Perlenkette kreisen lassen und demjenigen gesagt, dass er mich wohl mit jemandem verwechsle.

Ich hätte mich geirrt.

*

Wir wollten nicht lange bleiben. Unsere Pläne hier beschränkten sich auf ein paar Tage Sonne und einen vollmundigen Côtes du Rhône.

Das eine Stunde östlich von Avignon gelegene Céreste ist nicht das, was man den schicken Teil der Provence nennen würde. Es ist ein Dreizehnhundertseelendorf, das versteckt in einem Tal an der alten Römerstraße liegt; die Einheimischen sind es gewohnt, dass die Touristen nur durchfahren, unterwegs zu den malerischeren Orten auf den Anhöhen in der Nähe wie Saignon oder Lourmarin. Es gibt eine einzige Hauptstraße mit einem Metzger, zwei Bäckereien sowie einem Café mit Plastikstühlen und einem strohgedeckten Vordach. Von dem Augenblick an, wenn man am Kreisverkehr in der Nähe des blinkenden Neonkreuzes der Apotheke ins Dorf fährt, bis zu dem Augenblick, wenn man es unter einem Baldachin aus hochaufragenden Platanen wieder verlässt, vergehen fünfundzwanzig Sekunden. Falls man gerade im Handschuhfach nach einer Sonnenbrille sucht, verpasst man es womöglich. Doch da waren wir, ein erschöpfter französischer Manager und seine schwangere Frau, die über Ostern zehn Tage hier verbringen wollten.

Als Gwendal und ich mit unseren Trolleys über den gepflasterten Hof der Pension rumpelten, klang das wie ein ganzer Reisebus. La Belle Cour ist ein entzückendes Haus,

voller Bücher, Sofas mit tiefen Sitzmulden und feierlich tickender Standuhren. Während wir die Wendeltreppe zu unserem Zimmer erklommen (niemand bot an, mich huckepack zu tragen, obwohl ich das Angebot womöglich angenommen hätte), strich ich mit der Hand über die weißverputzten Wände. Sie fühlten sich kühl an. Die aufgeschüttelten Kissen auf dem Bett wirkten einladend, und ich setzte mich auf die Patchworktagesdecke – beziehungsweise ich ließ mich sehr langsam von meinem Bauch darauf hinabziehen.

Ich musste an eine andere Wendeltreppe denken, drei Treppenläufe, die hinauf zu einem beengten Liebesnest im Herzen von Paris geführt hatten. Vor zehn Jahren hatte ich mit einem gutaussehenden Franzosen zu Mittag gegessen – und war seither eigentlich nie mehr richtig nach Hause zurückgekehrt. Mein französischer Liebhaber war mittlerweile mein französischer Ehemann, und ich war *Wahl-Parisienne*. Ich wusste, in welcher Bäckerei in der Nachbarschaft ich die besten Croissants bekam, konnte mich fließend mit dem Mann von der Telefongesellschaft unterhalten (ein größerer Erfolg, als es klingt) und beim Metzger, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ein ordentlich abgebalgtes Kaninchen bestellen.

Die letzten fünf Jahre über waren wir beinahe ständig in Bewegung gewesen. Gwendal hatte eine erfolgreiche Unternehmensberatung gegründet und damit seinen Traum verwirklicht, in der Filmindustrie zu arbeiten. Ich hatte den heiklen Übergang von der Teilzeitjournalistin zur Vollzeitautorin vollzogen. Mein erstes Buch und unser erstes Kind waren unterwegs. Wir hatten eine Wohnung mit einem funktionierenden Kamin und so etwas Ähnlichem wie einer Badewanne.

Wir waren Mitte dreißig, sehr verliebt (wenn auch völlig erschöpft), und alles fügte sich aufs beste. Als Kind hatte ich mir meine Zukunft so ausgemalt; mein Leben lang hatte ich darauf gewartet, auf einem gepflegten Berg von Errungenschaften zu sitzen und die Aussicht zu genießen. Doch seit einiger Zeit stellte sich unmerklich ein neues Gefühl ein. Nennen Sie es Sauerstoffmangel. Kriegsneurose. Vielleicht war es ja nur das Baby, das auf meine Blase drückte, aber es fühlte sich zunehmend so an, als säße besagter Berg auf uns.

Als wir uns zum Abendessen umgekleidet hatten und nach unten gingen, warteten draußen auf dem schmiedeeisernen Tisch bereits vier Gläser und eine Flasche Rosé. Angela, unsere englische Gastgeberin, erschien mit einem Teller *gressins* – langen, dünnen Brotstangen – und einer kleinen Schale mit kandiertem Ingwer. Sie war hochgewachsen, gepflegt und hielt sich sehr gerade. Um die Schultern trug sie mehrere Schichten Baumwolle und Kaschmir und dazu lange Silberohrringe. Etwas an ihrem schnellen, verhaltenen Lächeln verriet mir, dass man mit ihr Spaß haben konnte. Ihr Mann, Rod, trug Pastellstreifen, die zu seinen rosigen Wangen passten. Er hatte die glänzenden Augen eines Menschen, der es genießt, auf Hochzeiten und im Kino zu weinen. Wir mochten die beiden auf Anhieb. »Und was führt Sie nach Céreste?«, fragte Rod und schenkte Gwendal einen rosigen Schluck Wein ein. Zwar ist noch keine Frau verhaftet worden, weil sie in der Schwangerschaft ein Glas Wein getrunken hat – zumal in Frankreich –, doch ich begnügte mich widerwillig mit einem Glas Mineralwasser.

Gwendal zögerte und suchte nach einer Antwort, die nicht allzu sehr klang, als wären wir auf einer Pilgerfahrt. Mein

Mann ist ein großer Bewunderer des französischen Dichters und Widerstandskämpfers René Char. Wir wussten, dass Char während des Zweiten Weltkriegs in Céreste gelebt hatte. Da ich nun ins letzte Schwangerschaftsdrittel kam und nicht gern fliegen wollte, hatten wir beschlossen, die Landschaften des Luberon zu erkunden, auf den Spuren der Ereignisse, die in Chars berühmtesten Gedichten beschrieben werden. Falls das wie ein sonderbarer Anlass für einen Urlaub klingt – nun, so ist es wohl auch. Andererseits beobachten manche Leute Vögel.

Kaum hatten wir Char erwähnt, stellte Angela ihr Glas ab, verschwand im Haus und kehrte mit einem kleinen weißen Taschenbuch zurück. »Haben Sie das neueste Buch schon gelesen?«

Wie sich herausstellte, lebte gleich ein Stück die Straße hinauf die personifizierte Historie. Im Krieg hatte Char eine leidenschaftliche Liebesaffäre mit Marcelle Pons Sidoine, einer jungen Frau aus dem Dorf. Sie lebten zusammen und leiteten von ihrem Elternhaus aus das örtliche Résistance-Netzwerk. Marcelle hatte eine Tochter, Mireille, die 1940 acht Jahre alt war. »Sie hat gerade ein Buch über ihre Kindheit mit René Char veröffentlicht«, sagte Angela. »Sie wohnen nur ein paar Häuser weiter. Auf der linken Seite. Möchten Sie sie gerne kennenlernen?«

Gwendal blickte erst ganz aufgeregt, dann verlegen. Ich konnte förmlich sehen, wie es in seinem französischen Kopf arbeitete: *Aber was soll ich denn mit einer Wildfremden reden?* Es braucht mehr als zehn Jahre Zusammenleben mit einer Amerikanerin, um einen Europäer von seiner angeborenen Zurückhaltung zu kurieren. Doch am Ende triumphierte die

Neugier über die kulturelle Prägung – abzulehnen kam nicht in Frage.

Ein Telefonat wurde getätigt, höfliche Grüße wurden ausgetauscht. Mireille freute sich, uns in einigen Tagen zu empfangen.

*

Nachdem unsere Verabredung nun feststand, machten wir uns daran, die Gegend zu erkunden. Während ich am nächsten Morgen auf dem blumengeschmückten Hof in meinem Buch las, ging Gwendal wandern. Das brauchte er jetzt, um die letzten Monate bei der Arbeit abzuschütteln. Zwei Jahre zuvor hatte er seine kleine Firma mit einem größeren Unternehmen fusioniert und sich wirklich krummgearbeitet (er gehört zur seltenen Gattung der französischen Workaholics). Jetzt befand er sich an einem Punkt, an dem er die strategische Kontrolle abgegeben hatte. Er war wie einer dieser Pantomimen, die gegen die Decke eines unsichtbaren Kartons drücken; er bekam ein phantastisches Gehalt, hatte einen klangvollen Titel, aber trotzdem saß er fest. Angela und Rod hatten ihn auf den Wanderweg hinter dem örtlichen Friedhof entlang zum Nachbardorf Montjustin geschickt. An klaren Tagen kann man die schneebedeckten Gipfel der Alpen sehen. Gegen Mittag kehrte Gwendal zurück, die dunklen Haare schweißnass, die Stiefel schlammverkrustet. Sosehr er mir in Anzug und Krawatte gefällt, muss ich doch zugeben, dass er in seinen Shorts fünf Jahre jünger aussah.

Selbst wenn ich nicht im sechsten Monat schwanger gewesen wäre, ist fraglich, ob ich viel gewandert wäre. Gwendal, der an der wilden bretonischen Küste aufgewachsen ist,

hatte schon immer eine engere Bindung an die Natur als ich. Er liebt Panoramablicke, er genießt es, wenn der Wind von den Felswänden herabweht, ihm die Haare zerzaust und die Lunge durchpustet wie Terpentin. Ich dagegen bin von Geburt und von Hause aus eine Asphaltprinzessin. Ich liebe den Wind aus dem U-Bahn-Schacht, der mir die Röcke bauscht und mich an den Schenkeln kitzelt – wie Marilyn Monroe. Mein liebster Ausblick ist der auf einen gutgedeckten Abendbrottisch.

Doch dafür mussten zunächst einige Einkäufe getätigt werden. In unserer Pension gab es kein Mittag- oder Abendessen, und da nachmittags meistens bereits um die vierundzwanzig Grad herrschten, beschlossen Gwendal und ich, zu picknicken. Sechzehn Kilometer westwärts über eine kurvige Straße, die sich an die Hänge des Luberon schmiegt, liegt Apt mit seinem Markt, einer festen Institution in diesem Teil der Provence. Jeden Samstag von acht Uhr morgens bis halb ein Uhr mittags übernimmt er die gesamte Stadt und zieht sich vom Parkplatz am Rand der Altstadt durch die engen Torbögen der Uhrentürme hindurch, über die Kopfsteinpflasterstraßen, durch jede Gasse, über jede *placette*, jedes Plätzchen – ein buntes Durcheinander aus Käse, Gemüse, Würsten und dem hiesigen Lavendelhonig.

Im Lauf der Jahre sind die französischen Märkte zu so etwas wie meinem natürlichen Lebensraum geworden. Man kann durchaus sagen, dass ich alles, was ich über meine Wahlheimat gelernt habe, *autour de la table* gelernt habe – rund um den Tisch. Die Rituale des Einkaufens, Zubereitens der Mahlzeiten und gemeinsamen Essens sind zu einem so wesentlichen Bestandteil meines Lebens in Frankreich ge-

worden, dass die Zeit in New York, in der das Mittagessen die Viertelstunde war, die es dauerte, zur Salatbar beim Chinesen und zurück an meinen Schreibtisch zu gehen, nur noch eine ferne Erinnerung ist.

Wir waren noch nicht weiter als bis zum ersten Torbogen gekommen, da ließ der Duft von Erdbeeren mich wie angewurzelt stehen bleiben. Nicht der Anblick; nur der Duft. Über die Köpfe diverser Passanten hinweg entdeckte ich einen Klapptisch und ein schwarzhaariges Mutter-Tochter-Paar, das kleine Holzkörbchen in Reihen auf dem Tisch anordnete. Die Erdbeeren waren herzförmig und hatten hübsche Kronen aus grünen Blättern. Sie waren kleiner und heller als die blutroten Monster, die normalerweise aus Spanien zu uns kamen.

Man hatte uns vorgewarnt, dass Ostern der Beginn der Touristensaison sei, und tatsächlich waren die Preise ungewohnt pariserisch; höher sogar. Aber eine Frau muss essen. Genauer gesagt muss sie die ersten Erdbeeren der Saison aus Carpentras essen, ein Privileg, das man nur hier hat. Ich kaufte ein Körbchen für uns und eines für Angela und bat die dunkelhaarige Händlerin, sie uns zurückzulegen. Ich hatte so eine Ahnung, dass wir am Ende eine Menge zu tragen haben würden.

Wir kamen an einem Mann vorüber, der winzige, gesprenkelte Wachteleier verkaufte; die echten waren kaum zu unterscheiden von den Ostersüßigkeiten im Schaufenster des *chocolatier*. Der erste Spargel lag in ordentlichen Bündeln behutsam auf Stroh gebettet. Widerstand war zwecklos. Angela würde mir sicher einen Topf und eine Feuerstelle auf ihrem Herd zur Verfügung stellen, damit ich ihn blanchieren konnte.

Die anwachsenden morgendlichen Besucherscharen zwangen uns, langsamer zu gehen. An der *boulangerie* war ein Engpass, denn vor der Bäckerei stand ein schmiedeeiserner Wagen, eine elegantere Ausführung der Brezelverkaufsstände in den Straßen New Yorks. Außer den Croissants und den *pains au chocolat* war der Wagen mit ovalen Hefefladen beladen. Manche waren mit geriebenem Gruyère und Speck belegt, andere mit einer Mischung aus karamellisierten Zwiebeln und Sardellen. Auf einer Tafel stand mit Kreide *fougasse* geschrieben, was ich für eine hiesige Ausprägung der Focaccia hielt. Ich beugte mich über eine Variante mit gerösteten Walnüssen, die durchdringend nach frisch geschmolzenem Roquefort roch. Dies würde das ideale Brot für unser Picknick sein, leicht zu zerteilen und gerade so fettig, dass ich einen Vorwand hatte, mir die Finger zu lecken.

Allmählich ähnelte die Menschenmenge in der Hauptfußgängerzone derjenigen auf dem Times Square zu Silvester; man kam nur im Schneckentempo voran und hatte ständig Ellbogen in den Rippen. Die diversen Plastiktüten schnitten mir ins Handgelenk, und ich begriff, dass einer der leuchtend bunten Strohkörbe, die neben dem Mangold verkauft wurden, gewisse Vorteile hätte. Wir schlüpfen in eine Seitenstraße, gingen an Ständen vorüber, auf denen sich Stoffballen in leuchtenden Farben türmten oder Schüsseln mit glänzenden Oliven drängten, und betraten einen kleinen Platz. Ich inspizierte die Beute dieses Vormittags. Es fehlte nur noch etwas aus dieser unverzichtbaren französischen Lebensmittelkategorie: der *charcuterie* (Schinken und Wurstwaren). Ich trat an einen ungekennzeichneten weißen Lieferwagen von der Art heran, vor denen Ihre Mutter Sie immer gewarnt

hat. Der Wagen war an der Seite geöffnet und barg eine makellose Stahltheke, in der hinter Glas dicke Schweinekoteletts, frische Würste mit Kräutern, sogar *boudin noir maison*, hausgemachte Blutwurst, lagen (Letztere nicht sehr praktisch für ein Picknick, aber ich überlegte unwillkürlich schon, wie ich diverse Exemplare davon in meinem Koffer zurück nach Paris transportieren könnte). Ich entschied mich für eine *sau-cisse sèche au thym* – eine hufeisenförmige, mit Thymian und schwarzen Pfefferkörnern gewürzte Dauerwurst. Ich war mir ziemlich sicher, dass Gwendal das Taschenmesser seines Vaters eingesteckt hatte.

In Frankreich Lebensmittel einkaufen zu gehen macht mich unweigerlich hungrig. Bewehrt mit Proviant für mehrere Tage, waren wir mehr als bereit fürs Mittagessen.

*

Am folgenden Dienstag trafen wir pünktlich um drei zum Kaffee bei Mireille, der Tochter von Chars Kriegsliebe, ein. Sie öffnete uns die Tür, eine schwarzhaarige Frau von über siebzig in einem Wollrock, flachen Schuhen und einer rosa Bluse mit einem dazu passenden Schal. Wir traten ein unter die steinernen Gewölbbeugen der akribisch renovierten Poststation aus dem siebzehnten Jahrhundert, die sie mit ihrem Mann und ihrer mittlerweile vierundneunzigjährigen Mutter Marcelle bewohnte. Hier im Erdgeschoss hatte sich einst die Küche der Poststation befunden. Die Feuerstelle des Kamins war so groß, dass man sie fast hätte betreten können. Es fiel nicht schwer, sich einen wuchtigen Kessel mit Kalbschmortopf oder *soupe d'épeautre* (Dinkelsuppe) tief über der Glut aufgehängt vorzustellen, bereit für die Reisenden, die

hier haltgemacht hatten, um ihre Pferde zu tränken und beim ersten Licht weiterzufahren.

Am einzigen Fenster war ein Tisch gedeckt. Auf dem gestärkten weißen Tischtuch lagen ein Federkasten aus Holz und ein Kopfhörer mit Lederohrpolstern und einem verdrehten alten Kabel – wie Requisiten für eine altmodische Zaubervorführung. Ich wusste nicht recht, was ich erwarten sollte. Bis jetzt war René Char für mich kaum mehr als ein Name in unserem Bücherregal gewesen.

Wenn man einen Ausländer heiratet – wenn man *selbst* die Ausländerin ist –, sind kulturelle Bezüge eine der tiefen Klüfte, die man überwinden muss. Gwendal und ich hatten nicht dieselben Idole. Als wir uns kennenlernten, hatte er noch nie *Breakfast Club – Der Frühstücksclub* gesehen, ich hingegen noch nie *Sie küsstest und sie schlügen ihn*. Meinen ersten Stehblues hatte ich zu Wham! getanzt; er zum Song irgendeines italienischen Popstars, von dem ich noch nie gehört hatte. Meine Teenagerängste (wenn man sie denn so nennen kann) wurden von John Donne befeuert; Gwendal bevorzugte Rimbaud. Ich erzähle Ihnen erst gar nicht, was geschah, als ich ihm zum ersten Mal ein Twinkie anbot. Zwar bin ich Anglistin und halte mich für relativ belesen, aber René Chars Lyrik und seine Geschichte waren mir neu, wenn man von den Passagen absah, die Gwendal mir vorlas, wenn er besonders beeindruckt war.

Ich wusste, dass Char am Scheideweg des intellektuellen Pariser Lebens zwischen den Weltkriegen mit Braque, Picasso und André Breton befreundet gewesen war. Im Zweiten Weltkrieg war er ein Anführer in der französischen Résistance, nahm abgeworfene Waffenlieferungen aus London

in Empfang und versteckte Waffen, Flüchtlinge und junge Franzosen, die den *service du travail obligatoire*, den Pflichtarbeitsdienst in Deutschland, verweigerten. Im Jahre 1944 ging er nach Algier, um de Gaulle bei den Vorbereitungen für die Befreiung Südfrankreichs zu helfen. Doch als wir uns nun an den Tisch setzten, merkte ich rasch, dass es nicht die Person des öffentlichen Lebens war, von der Mireille uns erzählen wollte. »Char war wie ein Vater für mich«, sagte sie und zeigte uns einen handschriftlichen Brief von ihm. Seine Schrift war gleichmäßig, schräg und ein wenig verschnörkelt – jedes große L stieg unten leicht an. Sie öffnete seinen rissigen Federkasten und berührte die nachgedunkelte Metallfeder eines Federhalters. Obwohl die Ereignisse, über die wir sprachen, erst siebzig Jahre zurücklagen, behandelte sie diese Besitztümer wie uralte Reliquien.

In echt provenzalischer Manier trödelten wir durch den Nachmittag: ein Kaffee, dann ein zweiter, ein Cognac, dann noch einer. Mireille erzählte uns Geschichten von gefälschten Papieren, Kollaborateuren im Dorf und von Char, der ihr am Holzofen bei den Hausaufgaben geholfen hatte. In ihrer Miene wechselten sich Wehmut und der grimmige Pragmatismus der hiesigen Bauern ab. »Er ließ mich ›Maréchal, nous voilà‹ auswendig lernen, die Vichy-Hymne, und sagte mir, ich solle in der Schule besonders laut singen, damit niemand Verdacht schöpfte, was wir hier taten«, erzählte sie.

»Haben Sie noch weitere Fragen?«, fragte Mireille, als wir vor leeren Espressotassen saßen und uns streckten. Gwendal räusperte sich.